

LITERATUR

Der Sog von Shanghai

Oberinspektor Chen von der Shanghai Sonderkommission bekennt einmal, er fühle sich wie eine herumirrende Fliege: Auf seiner Suche nach einer schwangeren Chinesin, deren Mann als Kronzeuge in einem New Yorker Prozess gegen einen Menschen-schmuggler nur aussagen will, wenn seine Frau nachreist, sitzen ihm die Triaden im Nacken. Außerdem soll er auf Geheiß der Parteikader auch noch der amerikanischen Kollegin Catherine Rohn ein positives Bild von China vermitteln. Es ist nicht wirklich überraschend, dass die beiden Helden in „Die Frau mit dem roten Herzen“ aus der



Kultur des jeweils anderen lernen. Doch die Stärke des Autors Qiu Xiaolong, 1953 in Shanghai geboren und seit 16 Jahren in den USA zu Hause, liegt in seiner Kunst, westlichen Lesern beiläufig und mit hartem Realismus Einblicke in eine fremde Kultur zu geben: Ganz nebenbei erzählt er von Zwangsabtrei-

bung, Wohnungsmangel und der Allmacht der Kommunistischen Partei im rasanten Übergang vom Kommunismus zum Kapitalismus. Der erste Chen-Roman konnte im vergangenen Jahr in China nur mit erheblichen Änderungen publiziert werden.

Qiu Xiaolong: „Die Frau mit dem roten Herzen“. Aus dem Amerikanischen von Susanne Hornfeck. Zsolnay Verlag, Wien; 384 Seiten; 24,90 Euro.

FESTSPIELE

Heimat, deine Lieder

Seit ein paar Jahren sind Liederabende mit sangesfrohen Schauspielern ungemein beliebt: Meist dreht sich alles um ein Thema wie „Mütter“ und jede Menge passende und unpassende Schlager, Arien und klassische Lieder. Franz Wittenbrink („Sekretärinnen“) oder auch – weitaus hintergründiger – Christoph Marthaler („Die schöne Müllerin“) haben dieses Genre zu Bestsellern gemacht. Nun haben auch die Salzburger Festspiele eine solche musikalische Reise im Programm. Der Schweizer Regisseur Niklaus Helbling, ein Spezialist für groteske Späße, zeigt an diesem Donnerstag „Heimat, deine Sterne“ mit dem schönen Untertitel „Eine musikalische Wurzelbehandlung“. Benannt nach einem sentimental Lied aus dem NS-Film „Quax, der Bruchpilot“ von 1942, will der Abend für vier Schauspieler das Heimatgefühl der Ost- und Westdeutschen, der Schweizer und Österreicher auseinander fieseln. Das spezifische Liedgut dieser „verschiedenen Regionen“ soll, so Helbling „auf seine Bodenhaftung untersucht werden“. Schöner singen auf der Scholle.



Szene aus dem Heimatfilm „Wetterleuchten um Maria“ (1957)

AUSSTELLUNGEN

„Erfolg ist teuer“

Peter Raue, 63, Anwalt und Vorsitzender des Fördervereins der Freunde der Nationalgalerie, über den Run auf die von ihm initiierte Schau „Das MoMA in Berlin“ und weitere Kooperationspläne mit dem New Yorker Museum of Modern Art (MoMA)



STEPHANIE PILICK / PICTURE-ALLIANCE / DPA

Raue

SPIEGEL: Herr Raue, Ihr anfängliches Ziel von 700 000 Besuchern haben Sie bereits übertroffen. Wie viele sollen es nun bis zum Ende der Schau am 19. September werden?

Raue: Das ist eine einfache Rechnung. Wir haben Mitte August über 900 000 Besucher. Ich vermute, dass wir über einer Million liegen werden.

SPIEGEL: Ist das nicht ein schöner Triumph? Man nennt Sie sogar „Mister MoMA“.

Raue: Man kann das nicht so personalisieren. An dem Erfolg hat der ganze Vorstand des Vereins mitgearbeitet. Wir freuen uns über das riesige Interesse. Die Leute kommen, obwohl sie bis zu zehn Stunden warten müssen. Wo gibt es das schon?

SPIEGEL: Für den Verein, der die Schau und die millionenschweren Leihgebühren bezahlt hat, war das Vorhaben ein finanzielles Wagnis. Wie wird die Bilanz aussehen?

Raue: Bisher kann ich nur sagen: Erfolg ist teuer. Die Ausstellung, für die wir zuerst 8,5 Millionen Euro eingeplant hatten, wird deutlich mehr kosten, etwa 10 Millionen Euro. Wir haben die Öffnungszeiten verlängert, setzen also mehr Personal ein, und mussten wegen der Hitze noch eine spezielle Entlüftungsanlage bestellen. Wenn nichts mehr dazwischenkommt, dürften wir einen Überschuss erzielen. Der wird auch in neue Ausstellungen und in Erwerbungen für die Nationalgalerie fließen – wir denken da etwa an eine Version von Barnett Newmans „Broken Obelisk“.

SPIEGEL: Es wurde zu Beginn der Schau viel Kritik geübt, auch deshalb, weil die New Yorker vom Verfassen des Katalogs bis zur Auswahl der Werke alle wichtigen Entscheidungen selbst getroffen haben. Können Sie den Unmut nachvollziehen?

Raue: Nach wie vor nicht. In dieser Schau geht es doch darum, wie Amerika die Kunst des 20. Jahrhunderts sieht. Uns war bewusst, dass dies ein hoch kulinarischer Blick ist und dass es natürlich nicht unser Blick ist. Für die Kunst nach 1945 wurde in der Ausstellung – bis auf Gerhard Richter – auf europäische Auftritte verzichtet. Es gibt keinen Beuys, keinen Francis Bacon, nicht einmal den späten Giacometti.

SPIEGEL: Erwarten Sie vom MoMA, dass es in New York Europas Blick auf die Kunst des 20. Jahrhunderts zeigt – in einer Schau, die von den Berlinern konzipiert wird?

Raue: Ich formuliere es vorsichtig: Das ist ein Gedanke, den wir haben. Die Vorstellung, auf diese Schau mit einer Ausstellung in Amerika zu antworten, ist reizvoll.